

# Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. August 1843.

## Zwei neue deutsche Romane.

Von Ernst Willkomm lasen wir einen neuen Roman, der in drei Bänden unter dem Titel: Eisen, Gold und Geist erschien. — Willkomm hat die Eigenthümlichkeit, daß er aus den Stimmungen des Tages, aus dem Raisonement des Zeitgeistes Romane macht. Er erfindet irgend einen gemüthlichen Faden, an dem er die Zeitfragen aufreißt; die Figuren sind dann oft nur dazu da, um in ihren Reflexionen gewissen Betrachtungen Raum zu geben. Es wird in unserer, auf allen Punkten geistig aufgeregten Zeit kaum ein Thema geben, das Willkomm uns nicht schon, in seiner Weise reproducirt, vorgeführt hätte. Es will uns immer bedünken, als hätten wir, was seine Romanfiguren aussprechen, erst ganz kürzlich in einer Kammerdebatte, oder im politischen, philosophisch-theologischen Discurse unserer Broschüren und Zeitschriften gehört und gelesen. So rasch setzen wir heutzutage unsere Ideen gleichsam in Scheidemünze um, daß unsere Erzähler mit dem, was uns noch kürzlich als drohender Lebensernst vorschwebte, uns auch schnell genug zu unterhalten und zu amüsiren wissen. Alle diese Gestalten in Willkomm's Romanen sind voll von den Interessen unseres nächsten Lebens, enthusiastische Verehrer dieser neuen oder jener alten Ansicht und Richtung, ja, mitunter sind sie wie besessen vom Zeitgeiste und verfechten die Ideen, die uns erfüllen, als wären es tollhändlerische Capricen. Solche Humoristen wider Willen lieferten besonders seine „Europamäden.“ Der Zeitgeist war hier ganz außer sich.

Im neuen Romane sind die Elemente geordneter, weniger in Gährung begriffen. Daß Willkomm so unermüdet die drängendsten Empfindungen seines Zeitalters frischweg von der Tagesstafel nimmt und in seine Erzählungen verwebt, bringt sicherlich manche wohlthuende Anregung in die Gesellschaft, und der neue Roman bezeugt wieder, mit welcher Wärme des besten Gefühls der Verfasser die Bestrebungen der deutschen Gegenwart in seiner Weise zu erledigen bemüht ist. Eisen — Gold — Geist: diese drei Elemente, freilich nicht immer freundlich gesellt, bilden unser Leben, bauen unsre Welt. Willkomm schildert vielmehr den hartnäckigen, oft bis zum Wahnsinn launenhaften Kampf dieser drei Mächte mit einander. So schildert

er ihn, und läßt diese Anschauung von seinem Zeitalter durch seine Personen im Roman lebhaft durchfechten. Das Thema ist eben so geistig wie interessant gefaßt. Bei alle dem hatten die stofflichen Theile des Buches auch hier den Reflexionen noch nicht das nöthige Gleichgewicht. Willkomm ist Poet genug, um reicher zu erfinden. Was Roman im Romane ist, steht noch zu sehr gegen das Raisonement der Leute zurück. Von seinen Figuren scheint fast jede die Aufgabe zu haben, sich über Materialismus und Freiheit, Geldmacht und Geist, so recht einmal das Herz auszuschütten. Es ist als dächte jeder von diesen guten Menschen, so leicht würde er nicht wieder d'ran kommen und so erleichtert er sich tüchtig, mancher mit schönem Enthusiasmus, andere bloß mit Reproduction der Tagesphrasen.

Stoff, Intrigue und Romaneben sind, wie gesagt, bei der großen Ausführlichkeit der Darstellung so dünn und einfach, daß es nicht nöthig ist, bei dem, was im Buche Erfindung ist, weiter stehen zu bleiben. Mit großer Vorliebe dagegen machen wir auf einzelne Parteen in den Schilderungen aufmerksam, bei denen gewiß Jedermann mit Vergnügen und mit der Uebersetzung verweilt, der Verfasser wisse geschickt und wohlthuend mit poetischen Farben zu malen. Es sind dies die Scenen in der Schenke, wo die Philister über Dampf und Eisenbahnen ergötzlich debattiren. In einigen Gesellschaftsscenen wird gleichsam zum Seitenstück dazu von überbildeten und phrasenhaften Leuten der Gegensatz zwischen Geburt und Talent, Gold und Geist abgehandelt. Im Wirthshause steigert sich unter den Bestrunkenen der Gallimathias dieser Art bis zum sprudelnden Humor. In solchen komischen Genrebildern ist Willkomm immer glücklich. Außerdem sind im neuen Romane die Scenen sehr gelungen, wo uns die Verschwörung der Fabrikarbeiter gegen ihren Herrn in lebhafter Darstellung entwickelt wird. Hierbei kommt von dem dreifachen Titel des Buches der erste Theil zu seinem Rechte. Die Härte des Mannes hat die Arbeiter gegen ihn empört. Nur die Furcht hielt sie in Fesseln, obwohl die Noth schon längst zum Himmel aufschrie. Plötzlich kommt das Gerücht zu ihnen, ihr Tyrann sei nach den Gesetzen des Landes als Verbrecher bezeichnet. Der große Reichthum des Mannes ergiebt sich als widerrechtlich erworben. Mit dieser Kunde zerreißen die Bande, die bisher gehalten. In einer kalten Winternacht rothen sie sich zusammen und suchen den Misse-

thäter, der in der Absicht, seine Schätze sammenzuraffen, sich vor ihnen in die innersten Gemächer verkrochen hat. Die Empörung wächst, die tobenden Arbeiter beginnen die Spinnmaschinen zu zerstören. Da steigt wie ein Wetterstrahl Gottes die Feuersäule aus den zerstörten Öfen und Hohöfen, und während die Empörer plötzlich innehalten in ihrem Thun, wandelt oben zwischen Dampf und Feuer, ein Bild der Verzweiflung, der bleiche Schatten des Fabrikherrn umher, bis ihn die Gewalt der sprühenden Feuerräder erfasst. Diese Scenen gehören zu Willkomm's gelungensten Darstellungen; sie sind voller Leben und Schwung. In der Fabrikthätigkeit steigern sich die Elemente unserer heutigen Zustände. Der Trieb der Speculation findet hier für die Gewinnlust Nahrung, der Geist der Erfindung und Entdeckung treibt hier den Denkenden zu neuen Entwürfen, die Uebersättigung sieht in Unternehmungen dieser Art einer trostreichen Zukunft entgegen, der Reichthum ergreift diesen Drang des Jahrhunderts, seine todten Schätze in lebendige Kräfte umzusetzen, die Armuth scharft sich hier zusammen und geht in den furchtbaren Dienst, der sie zum willenlosen Werkzeug macht. Im Elemente des Eisens also sieht man die beiden anderen Kräfte, Geld und Geist, in raschem Umsatz, in mächtiger Wechselwirkung. Lebenweckend, lebensfördernd, lebenslöbend, greifen hier die Richtungen des Zeitgeistes ineinander. — Ist dies Thema für uns Menschen von heute an sich schon wichtig, so freuen wir uns doppelt, daß Willkomm nicht blos die Reflexionen darüber, sondern den lebendigen poetischen Ausdruck dafür gefunden hat. Er führt uns diese Zustände zu Ende des dritten Bandes in bewegten Erlebnissen vor. — Vor nicht gar langer Zeit hätte man es in Deutschland noch für unmöglich gehalten, sich für die industrielle Richtung des Jahrhunderts zu begeistern, für unpoetisch, sich damit im Romane zu befassen. Die Literatur beweist es durch die That, daß sich diese Seite des Zeitalters auch ihre romantische Seite abgewinnen läßt. Poetisch ist alles, wo sich Menschenleben entwickelt.

Soll ich noch auf einzelne Figuren im Willkomm'schen Romane hindeuten, so dürfte der Gutsbesitzer Knickeberg, ein humoristischer Murrkopf, der durch die bloße derbe Grobheit seiner Natur wichtig wird, den Vorzug verdienen. Versetzt dürfte wohl die Gestalt der Gräfin Aurora sein, in deren unerschöpflicher Ausmalung sich der Verfasser außerordentlich zu gefallen scheint. So geben sich geistreiche Aristokratinnen wohl nicht mit Schöngestirnen ab, wie es Willkomm glaublich findet! In dem Helden der Geschichte, dem Vertreter des Geistes im Romane, giebt der Verfasser gleichsam die Memoiren eines deutschen Belletristen von heute. Dieser Vertreter ist aber leider mehr ein eleganter Pedant als ein Genie. Die selbstgefälligen Triumphe, die Willkomm seinen Helden bei der Gräfin erleben läßt, sind viel zu wohlfeil. Vor solcher Wohlfeilheit in der Annahme, wie sich Menschen zu einander stellen, hat sich der naive Verfasser zu hüten. Nicht minder vor einer gesprächigen Breite, die viele Stellen seines Buches ungenießlich macht. Man klagt bei englischen Romanen über Breite. Sie sind stoff-

lich breit. Wenn aber der deutsche Roman, der im Gedankeninhalte seiner Zeit eine höhere Basis finden will, sich ebenfalls so gemächlich dehnt und uns geradezu angähnt, so wird seine Breite eine geistlose. Und wer sich so viel mit dem Zeitgeiste befaßt wie Willkomm, sollte wissen, daß dieser Geist seiner Zeit vor allen Dingen — keine Zeit hat!

Unlängst las ich eine Novelle von Robert Bürkner, die ebenfalls einen deutschen Schöngestir zum Helden hat, aber nicht einen erfundenen, nicht den Vertreter einer Periode oder Geschmacks- und Geistesrichtung, wie Willkomm's Romanheld ein solcher ist, sondern einen Poeten aus der Geschichte unserer Literatur. Es ist der schlesische Poet Christian Günther, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte und nach einem kurzen, flotten Studentenleben in Saus und Braus, noch in den Zwanzigern seines Alters, ein Opfer seiner Leidenschaften wurde. Hoffmann von Fallersleben schrieb eine Skizze über diesen lyrischen Poeten. Eine wilde Rose an der Landstraße, im eignen Dornengeflechte erstickt: solchen Eindruck macht Christian Günther dem Freunde der Dichtkunst. Ein verlorenes Genie! sagt der Menschenfreund, der die ziellose Vergeudung edler Kräfte beim Anblick einer Selbstzerstörung beklagt.

Robert Bürkner nennt seine Darstellung bescheidenlich Scenen aus einem Dichterleben. — Wir Deutschen sind sehr reich an solchen Schilderungen aus dem Leben der Genies. Es gab selbst auf unseren Brettern, „die die Welt bedeuten,“ eine Epoche, wo lauter Künstler und Dichter mit ihrem Gemisch von Träumereien und Grillen uns rührten. Es waren Nachkommen des Götheschen Tasso. Dehlenschlägers Correggio lieferte das Neueste, wie ein Mensch, der sich eigentlich nur mit Göttern gemein machen möchte, von den Philistern zu Tode gequält wird, ja höhnischer Weise, nachdem er lange Zeit hungern mußte, an einem Saß Geld, das man ihm in Kupferdreieren auszahlt, vor unseren eignen Augen sich zu Schanden schleppt. Es war dies, sag' ich, das Neueste, wie wir uns damals durch die Leiden der Genies zu Thränen rühren ließen. In der Romanlectüre ließen wir uns nur ungern die Räuberhauptleute von den Genies verdrängen. Ein edler Schurke war deutschen Lesern außerordentlich viel werth. Hier gab es ein geheimnißvolles Dunkel zu lichten, wie der Mensch so weit gekommen; hier konnte man schwärmen, entdeckte man die Zukunften eines ursprünglich guten Herzen; das grause Schicksal, das ihn erbarmungslos so werden ließ, konnte man anklagen, und schließlich, da der Kerl denn doch gar zu sehr verwilderte, die Fingerzeige Gottes bewundern, alles als geheime Fügung still dankbar hinnehmen. Später, wie gesagt, ergözten die Deutschen sich mehr an den Freuden und Leiden armer Poeten, vorwortener Künstler. Freilich waren auch schon gleichzeitig mit der Blüthe der deutschen Räuberromane eine Art Bücher im

Gänge, welche „Leben und Meinungen“ wandernder Pädagogen, flüchtiger Candidaten, abgesetzter Geheimsecretäre, betitelt waren. Diese Helden waren ebenfalls meist verdorbene Genies. Auch in ihnen steckte ein Gemisch von Geisteschwung und menschlicher Schwäche, und an solcher Süßsäuerelichkeit weidet sich der Deutsche so gern. Mitleid ist eine Hauptader im Interesse unserer Lesewelt, und nächstdem der Reiz an geheimnißvollem Seelenleben. Ich halte das meinen Lesern nicht vor, um es zu rügen, vielmehr nur, um es erklärlich zu machen, daß unsere Poeten so viel Misere aus dem Kreise ihres eignen Daseins ausmalen. Der Deutsche, der immer ein inneres Leben und ein äußeres trennt und beide selten in Harmonie bringt, selten in Harmonie sieht, guckt gar zu gern, wie er sich ausdrückt, in die stille Werkstatt solcher Menschen. — Uebrigens hob schon in früherer Zeit Wilhelm Meister diese Interessen in ein höheres Gebiet. Und Tieck gab mit seinen Darstellungen Shakespeares und Camoëns im Romane zwei Dichterleben, die unsern Hang zur Romantik der Genies vor aller Welt als einen edlen Zug und als einen eigenthümlichen Tiefsinn der deutschen Natur hinstellen.

„Es klingt so prächtig, wenn der Dichter  
Der Sonne bald, dem Kaiser sich vergleicht,  
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,  
Wenn er in düstern Nächten schleicht.“

Das könnte das Motto sein für alle Lebensgeschichten der Poeten. Tieck hat seine beiden Helden, den Dichter Englands und den Dichter Portugals, absichtlich mit ihren Schicksalen begünstigen wollen, das Schrofne ihrer Naturen erweicht, das Herbe ihrer Erfahrungen gemildert. Vielleicht hat seine eigne Natur es nicht gut ertragen, die Disharmonie des Talentes mit der Welt, so hart wie sie ist, zu schildern; die elegische Stimmung herrscht in beiden Gemälden vor und dämpft die Farben ab. Und so ist denn auch namentlich in der Zeichnung jenes William Shakespeares die Schattenseite seines Lebens und die Nachtseite seiner inneren Natur viel zu sehr abgeschwächt. Er war nicht so die harmlose Kinderseele, der die Götter ihre Gaben freiwillig bieten. Die Majestät, die auf seiner Stirn thronte, schwebte nicht wie ein lächelnder Engel des Friedens um sein Haupt. Er war gerade so wild wie seine Geburten, er war gerade so verzweifelt wie die kocken Spötter in seinen Stücken, die die Richtigkeit der Weltordnung läugnen. Den bösen Elementen hat er abgerungen was er war; er hat, wie er von einem seiner Helden im Drama sagt, „mit dem Grauen zu Nacht gespeist.“ Man soll nicht schön thun mit den Dämonen, welche die Menschenseele beschleichen; aber man soll sie auch nicht läugnen wollen. Was wir große Menschen nennen, sind keine Wesen einer höheren Gattung; sie sind nur mehr Menschen wie wir, eine stärkere Potenz von uns, Licht und Schatten ist in ihrer Natur feuriger gemischt. Daraus eben erwächst ihr Zwiespalt mit der geordneten Menschenwelt. Diese Helden des Geistes streben einer Sonne zu, diese Sonne heiße Wahrheit oder Schönheit, aber sie vergreifen sich in den Mitteln

zum Fluge; sie buhlen um die Gunst der Elementarkräfte, oder wollen sich ihrer gewaltsam bemächtigen und erliegen im Kampfe mit diesen dunklen Massen.

Christian Günther muß nicht viel Lebensstoff in sich gehabt haben; er erlag schon sehr früh seinem Schicksal. Schicksal aber ist beim Poeten der Drang seiner Leidenschaften und der Fluch seines Zwiespalts mit der Welt. Christian Günther führte in Wittenberg, Leipzig und Jena ein wildes Studentenleben, an dessen Feuer sich seine Lebensgeister entzündeten, aus dessen Tumult aber sein Naturell sich nicht wieder herausrettete. Robert Bürkner hat in seinem Buche die lustige Wirthschaft des wüsten Studententreibels der deutschen Jugend von damals mit viel Lebendigkeit geschildert. Sonst ist ihm aber nichts gelungen in der Darstellung seines Helden. Er hat sich sogar die pikanteste Scene aus Günther's Leben entgehen lassen. Günther hatte am Magister Menke einen Gönner, der ihn aus Noth und Schmutz erretten wollte. Sein Genie sollte plötzlich, wie Menke beabsichtigte, in ein glänzendes Leben geschleudert werden, Günther sollte bei Hofe figuriren, sollte Hofpoet in Dresden werden; vor der Herrlichkeit der Welt, so meinte Magister Menke, würde die Bestie in ihm gleichsam „zu Kreuze kriechen.“ Poeten am Hofe sind seit den Schicksalen Tasso's immer Figuren, die unser Interesse lebhaft ansprechen. Einige wurden wild und toll, Andere wurden im Gegentheil sehr zahm. Unser Christian Günther wurde keines von beiden, weder wahnsinnig, noch eine Beibentenseele. Er war bei der Audienz, die ihm der Königs-Kurfürst Friedrich August gab, so betrunken, daß nicht bloß seine Stellung bei Hofe, sondern seine Stellung auf seinen zwei Füßen sehr unsicher wurde. Man denke! Ein deutscher Poet betrunken vor einem deutschen Fürsten, der ihn seiner Gnade versichern will! Dies Schicksal des Genies bei Hofe war wohl noch nicht da gewesen in der großen und langen Leidensgeschichte der Poeten unter dem Monde! Mich dünkt, wer uns Bilder aus dem Dichterleben Christian Günther's vorführt, sollte uns diese tragikomische Scene nicht vorenthalten! Der Novellist kann kaum einen interessanteren Stoff für seine Darstellung finden. Statt dessen malt uns Robert Bürkner lang und breit Günther's Verhältniß zu einer vornehmen Dame aus, die sich vergeblich bemühte, ihn zu cultiviren. Diese Frau von Bresler mag eben so geschichtlich sein als Friedrich August und der Dresdner Hof. Und wer wollte den Einfluß der Frauen auf Poeten läugnen, auch jener Frauen, die, fertig und reif, mit aller geistigen Ueberlegenheit und mit dem Reize der feinen Lebensformen sich der stürmisch und hastig herumgreifenden Gemüther bemächtigen! Auffällig bleibt nur, daß Bürkner die größere Lebensscene darüber vergißt. Und da haben wir gleich zwei Poeten von heute, Willkomm und Bürkner, die ihre Dichterhelden in ein solches Verhältniß bringen. Willkomm's Held ist ein sanfter Elegant, den der Autor sogar mit der Hand der vornehmen Dame belohnt. Bürkner's Günther ist ein wüster Gesell, der im Rausche sich Tölpelereien erlaubt. Jener erregt Lächeln, dieser empört durch seine Rohheit. In

beiden Fällen macht das belletristische Genie eine bebauernswerthe Position, und der gemeine Mann mit seinem gesunden Bewußtsein steht weiter über ihm.

### Feuilleton.

**Onkel Zebra.** So heißt ein Buch von E. M. Dettinger, mit dem Zusatze auf dem Titel „Memoiren eines Epicuraers.“ — Anakreon — sagt der Verfasser im Vorworte, er sticte an einer Weinbeere, Laïs an einem Olivenkerne, Tarquinius an einer Fischgräte und mein Oheim an einem Schweinsknöchelchen. Inzwischen ist dieser Onkel Zebra nicht, wie man nach seiner Todesart vermuthen sollte, in Leipzig, sondern in Nordamerika gestorben. Er hinterließ seinem Neffen statt Vermögen seinen literarischen Nachlaß, aber mit dem Beding, das Honorar dafür an die Rumfordsuppen-Anstalt in Massachusetts zu senden. Der Verfasser stellt die Dichtung aus und übergibt die Memoiren dem Publicum. Sie sind ein förmliches Magazin von Anekdoten aus allen Fächern der Gastronomie und der culinaren Wissenschaften. Die ganze Weltgeschichte ist hier für den Gaumen des Feinschmeckers ausgebeutet und der Bratspieß ist für ihn gleichsam die Weltare aller Interessen. Man kann das Buch auch als Anekdotensammlung empfehlen. Die 7 Bände, in denen es fast abschreckend angekündigt wurde, reduciren sich auf 750 Seiten.

— Die Berliner wundern sich, daß Meyerbeer, ihr Generalmusikdirector, seinen „Propheten“ ihnen entzieht und erst in Paris will spielen lassen. Sollten sie nicht wissen, daß kein Prophet im Vaterlande was gilt?

**Aus dem Böhmerwalde.** Wir haben vor einigen Wochen über deutsche Dorfnovellen berichtet und hätten in die Reihe der dort besprochenen Bücher auch die treffliche Schrift von Joseph Rant: „Aus dem Böhmerwalde“ aufnehmen sollen. Freilich gehört dieses Buch nicht bloß in die Literatur der Unterhaltung; es schildert sehr gründlich; der Verfasser befriedigt mit seinen Forschungen und Studien über Land und Volk seiner Heimath auch wissenschaftliche Ansprüche. — Seine Darstellungen betreffen einen engen Schauplatz des großen Böhmens, ein Stück Land voll deutscher Bevölkerung, das gegen Osten an Gzechische Anwohner, westlich an den Böhmer Hochwald stößt, nördlich bis gegen Taus reicht, südlich mit dem Gebiete der sogenannten königlichen Freibauern endet.

Diese seine specielle Heimath beschreibt uns Rant. Sitte

und Charakter ist in den verschiedenen Landestheilen Böhmens so sehr verschieden, daß die Grenze von einer Herrschaft zur andern fast für eine Scheidewand anzusehen ist. Der Verfasser spricht auch von den Gzechen; aber den Deutschen ist seine Betrachtung vorzugsweise zugewendet. Fast erschwert uns seine ausführliche Gründlichkeit die schnelle Kenntnisaufnahme seines Stammes. Indem er uns den Dialekt desselben erläutert, schreibt er die Worte und Vieder, die er mittheilt, ganz streng nach dem Laute. Statt Lang schreibt er „Lôz“, statt Hochzeit: „Hauzat“, statt Fasching: „Foschen;“ und zwar noch mit gewissenhafter Beifügung einer Menge von Strichen, Häkchen und Kreuzen, die noch bestimmter die Aussprache dieser Wörter im Munde des Volks feststellen. Mich dünkt, für den Kenner des Dialektes war dies nicht nöthig; für den, welchem das Wort durch den Klang nicht deutlich wurde, ist dies Studium mit dem Auge doch zu peinlich. Die Schreibart durfte, wie mir scheint, nur andeuten, um durch den Anblick das Ohr zu unterstützen. — Mit ächt deutscher Gründlichkeit wird uns im Weiteren Volk und Land auf dieser kleinen Strecke charakterisirt; wir werden ganz heimisch dort und fühlen uns so sicher und traut in den Eigenheiten dieses Stückes Erde gefangen, als säßen wir zwischen Schweizer Bergen im abgegrenzten Canton. Der Verfasser erläutert uns die Sitten seiner Landsleute. Zu denselben gehört unter anderem die Wunderlichkeit, daß das Brautpaar gleich nach der Trauung und Hochzeit, nachdem es also schon als Ehepaar anzusehen ist, erst noch auf mehrere Wochen von einander getrennt gehalten wird, jedes in seiner Eltern Behausung, bis das Fest des Brautsteuer-Transportes (der Kammerwagen) gefeiert ist. Inzwischen fertigt man erst den Hausstand des jungen Paares an, das gewiß wie Tantalus schmachtet bis der Kammerwagen erscheint und von der Pein der Trennung erlöst. — Mit den gespensterhaften Sagen, Märchen und Volksnovellen bereichert Joseph Rant auf dankenswerthe Weise den Nationalschatz der deutschen Literatur. — Der Verfasser lebt jetzt, wie wir hören, in Wien und ist mit einem Romane beschäftigt. Vielleicht führt uns derselbe im Schmuck und mit den Reizen der Dichtung abermals heimische Stoffe aus der Wirklichkeit vor. — Wo von solchen Schöpfungen die Rede ist, darf nicht oft genug an Immermann's Münchhausen erinnert werden. Wir haben da die Landschaft Westphalen mit allen ihren Merkwürdigkeiten im anmuthigen Scheine der Dichtung. Die Darstellung des Schulzen auf dem Oberhof gehört zu den classischen Meisterstücken des deutschen Romans, und die reine, kräftig naive, naturfrische Gestalt jener Lisbeth ist ein Schmuck unserer heimischen Sitte und unserer dichterischen Schöpfungen.